

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 194.

Posen, den 25. August 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin W.

Richter Maxell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.
13. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Du könntest lieber nachsehen, was Sir John macht. Frage ihn, was er denn eigentlich von mir glaubt, daß er mich auf dem Vorplatz wie eine Landstreicherin warten läßt.“

Als das Mädchen aus dem Schatten heraustrat, konnte Timothy sie deutlich sehen.

„Das ist das Mädchel oder die Nichte,“ sagte er zu sich selbst und er seufzte, denn noch niemals hatte er ein menschliches Wesen erblickt, das ihm so gut gefallen hätte. Es gibt eine Schönheit, die weder statuenhaft noch kalt ist, die aber ebenso wenig mit Hübschheit verwechselt werden darf. Diese Schönheit hängt nicht von der Regelmäßigkeit der Gesichtszüge oder von dem Teint ab, — ihre Ursache liegt in ihren Widersprüchen.

Die lächelnde Madonna, die Leonardo zeichnete, verneinte die gleichen Gegenätze, die bei dem Mädchen hervortraten. Sie war neunzig Prozent Kind und ihr Gesicht zeigte die ganze, aufquellende Freude der Jugend. Und doch machte sie auf Timothy den Eindruck, als sei ihr Betragen seltsam und unnatürlich. Ihre Sanftmut, die Bereitwilligkeit, den Befehl der Frau auszuführen, die Würde, mit der sie das Zimmer verließ — dies alles paßte nicht zu dem Charakter, der in ihrem Gesicht zu lesen war. Wenn sie dem unverschämten Weib einfach an den Kopf geworfen hätte, sie solle ihre Bestellung selber ausrichten, oder wenn sie die Treppe hinaufgestürzt wäre und atemlos nach Sir John gerufen hätte — das wäre natürlicher gewesen.

Jetzt wandte Lady Maxell sich wieder zu ihm.

„Und nun passen Sie auf, Herr Psi-Phi, wenn Sie ein Freund von Sir John sind, so werden Sie vergessen, daß ich jemals im Atelier gearbeitet habe. Es laufen genug Geschichten über mich in Bournemouth, ohne daß Sie die Sammlung noch zu vergrößern brauchen.“

„Wie werde ich reinrassig!“ sagte Timothy bewundernd; „das war gesprochen wie eine richtige, kleine Lady.“

In gewisser Hinsicht war er völlig unerzogen und hatte nie die Notwendigkeit begriffen, eine Entgegnung zu unterdrücken. Diese Frau reizte ihn, und eine solche Erregung war für ihn ein gänzlich neues Gefühl.

Ihr Gesicht wurde dunkel vor Wut; aber das ganze Geschick ihres Jornes richtete sie auf Sir John, der jetzt hastig herunterkam und seiner beleidigten Frau entgegen ging.

„Du hast natürlich wieder nicht gewußt, wie spät es ist. Deine Uhr ist stehen geblieben. Es ist schon schwer genug für mich, mich durchzusetzen, und du brauchtest mich nicht auch noch zum Narren zu halten.“

„Meine Liebe,“ protestierte Maxell aufgeregt, „ich verstehere dir —“

„Für solche Lumpen hast du Zeit genug,“ sie deutete auf Timothy und dieser verbeugte sich, „aber mich läßt

du warten wie eine Schneiderpuppe im Schaufenster, der ganzen Welt zum Gespött, und dabei weißt du sehr gut —“

„Meine Liebe,“ verteidigte der Jurist sich müde, „meine Uhr ist wirklich stehen geblieben —“

„Ach, du langweilst mich. Was willst du denn von diesem Burschen? Glaubst du, ich möchte an meine Filmzeit zurückdenken? Jeder kennt diesen Bengel — einen gewöhnlichen Spieler, der aus jedem Atelier in England herausgeworfen wurde. Du läßt es zu, daß deine Diener mich beleidigen — und jetzt hast du anscheinend diesen Preiskämpfer hierhergebracht, um mich zurechtzuweisen.“ Sie deutete verächtlich auf den vergnügten Timothy.

Mitten auf der Treppe stand das junge Mädchen und beobachtete schweigend die Szene, und erst, als er sich ihrer Gegenwart bewußt wurde, fing Timothy an, sich ein wenig ungemütlich zu fühlen.

„Also Adieu, Sir John,“ sagte er. „Es tut mir leid, daß ich ungelegen gekommen bin.“

„Einen Augenblick,“ unterbrach ihn die Frau. „John, dieser Mann hat mich beleidigt. Ich weiß nicht, weshalb er gekommen ist, aber ich nehme an, daß er etwas von dir wollte. Er ist einer von diesen verschmitzten Burschen, die in den Ateliers herumlungern und sich Geld zusammenbetteln, um damit zu wetten. Wenn du nur eine Hand rührst, um ihm zu helfen, so ist es zwischen uns aus.“

„Ich verstehere dir,“ versuchte Sir John ihr so unschuldig wie möglich zu erwidern, „daß mich dieser junge Mann lediglich um einen Empfehlungsbrief gebeten hat, und ich habe die Pflicht —“

„Halt! Mir gegenüber hast du auch Pflichten. Halte dein Geld fest. Höchstwahrscheinlich wird dir das nicht gelingen, wenn ‚Frau-Allen-Chancen‘ Anderson hier herumlungert.“

Es waren nicht ihre Worte, nicht die Verachtung in ihrem Ton, noch die Beleidigung, die ihn aufstachelte. Der Mann, der zwanzig Runden mit Kid Muldoon gekämpft hatte, hatte es gelernt, sein Temperament zu zügeln. Aber hier war ein neuer Faktor im Spiele — ein Faktor, der ein schlichtes graues Kleid trug und zwei große, schwarze Augen hatte, die ihn ernsthaft musterten.

„Lady Maxell,“ mahnte er ernst, „es ist sehr unangenehm, eine Frau Lügen zu strafen, aber ich muß sagen, was Sie da erzählen, ist ganz und gar falsch. Als ich nach Bournemouth kam, hatte ich keine Absicht, um irgend etwas zu bitten, das Sir John einen Pfennig kosten könnte. Uns was meine Vergangenheit angeht, so ist sie vielleicht ein bißchen wild gewesen — sie war aber immer rein, Lady Maxell!“

Er meinte nichts anderes, als er sagte. Er wußte ja gar nichts von Sadie O'Grady's Vorleben, sonst würde er die Keinsichtigkeit des seinen nicht betont haben. Aber die Frau fuhr zurück, als hätte sie ein Peitschenschlag getroffen. Einen Augenblick lang hatte Timothy die Biston einer angreifenden Furie, ehe sie sich auf ihn stürzte ihm das Gesicht zerkrachte und laut in ihrer Wut kreischte.

„Aff!“ sagte Timothy.

Er nahm seinen Hut und fächelte sich Luft zu. Es war zum ersten Male, daß er vor einem Krach davongelaufen war — aber diesmal war er wirklich geflohen. Jene bevorzugten Leute, die in der Nähe der hübschen Villa von Sir John wohnten, sahen, wie die Tür aufgerissen wurde, und wie ein junger Mann in vier Sprüngen über die Auffahrt und mit einem fünften über das Gartentor wegsetzte, und dann wie der Wind durch die StraÙe lief.

„Uff!“ sagte Timothy noch einmal.

Er ging auf dem längsten Weg in sein Hotel zurück, und fand dort eine telephonische Bestellung von Sir John vor. Sie war kurz und sachlich.

„Bitte kommen Sie nicht wieder.“

Timothy los den Zettel und kicherte.

„Stimmt das wirklich?“ fragte er den Bagen, der ihm die Bestellung überbrachte. Dann dachte er an das Mädchen in Grau, mit den dunklen Augen und strich sich gedankenvoll über sein glattes Kinn.

„Ob es sich wohl lohnt, sein Glück zu versuchen,“ sagte er zu sich selbst und entschied, daß es sich für den Augenblick wohl nicht lohne. —

X.

Lady Maxell gähnte und ließ das Magazin sinken, in dem sie gerade las. Sie sah auf die Uhr. Es war zehn. Zu dieser Stunde wachte man in Paris sozusagen erst auf. Die vornehmsten Leute würden gerade beim Diner sein, und Marie de Montdidier (geborene Hopkins) legte wahrscheinlich in ihrem Ankleideraum der Jolies Bergère gerade den letzten Puder auf die Nase, ehe sie zum ersten und letzten Male austrat. Die Boulevards würden in strahlendes Licht getaucht sein, und ganze Reihen flimmernder Autos würden in das Bois fahren zu einem späteren Diner in Armonville. Sie sah verstoßen zu dem Mädchen hinüber, das unter einer großen Lampe in einer Fensternische saß. Sie hielt ein Buch auf den Knien, — aber ihre Gedanken und ihre Augen waren anderswo.

„Mary!“ sagte sie. Das Mädchen wachte mit einem Ruck aus ihren Träumen auf.

„Wünschen Sie etwas, Lady Maxell?“

„Was ist denn mit Sir John los? Du kennst ihn besser, als ich.“

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Ich weiß es wirklich nicht, Lady Maxell —“

„Um Gotteswillen, so sage doch nicht immer Lady Maxell zu mir,“ rief die andere gereizt. „Ich habe dir gesagt, du kannst mich Sadie nennen, wenn du willst.“ Es blieb still. „Du willst also nicht. Ihr seid wirklich eine umgängliche Familie. Es scheint, daß du dir die Manieren deines neuen Freundes angewöhnst.“

Das Mädchen wurde rot.

„Mein neuer Freund?“ fragte sie. Aber Lady Maxell wandte ihr entschlossen den Rücken zu und fing wieder an, in ihrem Magazin zu lesen.

„Es geht mich ja nichts an, wenn du Bergnügen daran findest, mit so einem Insekt zu reden.“ Sie legte die Zeitschrift wieder hin. „Die Welt ist ja voll von solchen Nichtstuern. Wahrscheinlich weiß er, daß du Geld zu erwarten hast.“

Das Mädchen lächelte

„Doch sehr wenig nur, Lady Maxell.“

„Wenig ist viel für einen solchen Menschen. Du mußt nicht glauben, daß ich voreingenommen bin, weil ich mich neulich — hm — geärgert habe. Das ist nun mal mein Temperament.“

Wieder lächelte das Mädchen, aber es war ein anderes Lächeln, und Lady Maxell sah das wohl.

„Meinetwegen kannst du ihn ja heiraten. Diese heimlichen Zusammenkünfte sind freilich nicht gerade höflich Sir John gegenüber, das ist alles.“

Das Mädchen schloß das Buch, ging zum Bücherregal hinüber und stellte es hinein, ehe sie antwortete.

„Ich nehme an, Sie sprechen von Herrn Anderson. Sawohl, ich habe ihn getroffen, aber es ist nichts Heim-

liches dabei gewesen. Er hielt mich im Park an und entschuldigte sich, daß er für die Szene verantwortlich gewesen sei — für Ihr Temperament, nicht wahr?“

Lady Maxell sah sie scharf an. Das Mädchen zuckte nicht mit der Wimper.

„Ich hoffe nicht, daß du anfängst, sarkastisch zu werden,“ klagte die Ältere. „Man weiß bei dir nie, wie du es meinst. Aber das kann ich dir sagen, Sarkasmus verfangt bei mir nicht.“

„Das glaube ich gern.“

Lady Maxell sah wieder auf, aber die andere machte das unschuldigste Gesicht von der Welt.

„Wie gesagt, ich habe Herrn Anderson getroffen. Er war sehr höflich und sehr nett. Dann habe ich ihn noch einmal getroffen — tatsächlich, ich habe ihn schon ein paarmal getroffen,“ sie sagte es gedankenvoll vor sich hin. „Er ist weit davon entfernt, ein Nichtstuer zu sein, ich glaube, Sie tun ihm unrecht. Er ist in der Drogerie auf dem Paradeplatz angestellt.“

„Das ist dann ja eine feine Partie für dich,“ sagte die Frau. „Sir John wird sich freuen, einen Ladenschwengel in die Familie zu bekommen.“

Damit war die Unterhaltung beendet. Sie lasen eine Viertelstunde weiter, dann warf Lady Maxell ihre Zeitschrift auf den Fußboden und stand auf.

„Sir John hat gestern ein Telegramm bekommen, das ihn verstimmt. Weißt du, um was es sich handelt?“

„Ich weiß es wirklich nicht. Warum fragen Sie ihn denn nicht selbst?“

„Weil er mich doch nur anlügen würde,“ erwiderte die Frau so kalt, daß das Mädchen zusammenfuhr.

„Er hat heute sein ganzes Geld und alle Papiere von der Dawlish & County Bank zurückgezogen, alles in seinen Kasse gelegt, und heute früh war der Polizeidirektor eine halbe Stunde bei ihm.“

Das war dem Mädchen neu, und gegen ihren Willen wurde ihr Interesse wach.

„Nun, Mary,“ fuhr Lady Maxell fort, „ich werde offen zu dir sein — manchmal macht die Offenheit sich bezahlt. Man nannte meine Heirat einen Filmroman. Jede Zeitung brachte das, und ich denke, das muß wahr sein. Aber das Romantischste an meiner Heirat war mein Gut in Honolulu, mein großes Haus in Paris und mein Bankguthaben. Elsbergers Kellamechef hat diesen ganzen Unsinn aufgebracht, und ich glaube, daß Sir John schwer enttäuscht war, als er merkte, daß er mich um meinerwillen geheiratet hatte. So kommt es mir wenigstens vor.“

So wurde eine Heirat, die die Gesellschaft brüskiert und hier den ruhigen Verlauf eines Mädchenlebens gestört hatte, in einem gänzlich neuen Licht gezeigt.

„Sie sind also nicht sehr reich?“ fragte das Mädchen. Sadie lachte.

„Reich! In dem Tage, da ich Sir John heiratete, hatte ich gerade noch soviel, um das Jahrgeld ins Armenhaus zu bezahlen. Ich trage es ihm nicht nach, daß er enttäuscht war. Viele von den Filmstars sind millionenschwer — ich war keiner von denen. Ich heiratete, weil ich glaubte, es würde mir gut gehen — ich würde viel Geld haben, Reisen können — aber ich wählte mit geschlossenen Augen.“

Das Mädchen schwieg. Diesmal waren Sadie Maxells Klagen berechtigt. Sir John war kein freigebiger Mann. Er lebte gut, ging aber niemals über die Grenzen des Notwendigen hinaus.

Das Mädchen wollte gerade antworten, da geschah etwas Unerwartetes.

Es machte „pink“, das Glas der Fensterscheibe splitterte, und etwas schlug dumpf gegen die Wand. Lady Maxell stand auf, so weiß wie der Tod.

„Was war das?“ keuchte sie.

Auch das Mädchen war blaß, aber es verlor nicht die Nerven.

„Das war ein Schuß. Sehen Sie her!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht im Wochenendhaus.

1. Kapitel.

Ich habe ein Wochenendhaus, natürlich. Es steht in meinem Schrebergarten und ist mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet. Nämlich: An drei Wänden sind Truhenbänke angebracht. In ihnen befinden sich die Gartengeräte, und auf ihnen kann man schlafen, genau so gut wie dritter Klasse im D-Zug. In der vierten Wand ist eine Tür, damit man auch hineingehen kann. Vor dieser Tür kann aber noch ein Kofferbett gestellt werden, das für die Ehrengäste bestimmt ist, und dann ist man vor weiterem Besuch sicher, denn die Tür geht nicht mehr auf.

Im Schrebergarten hat man immer viel Besuch, besonders um die Zeit der Erdbeeren. Es ist dann am besten, man räumt sie — die Beeren nämlich früh um 5 Uhr ab und läßt sich am Nachmittag von den etwaigen Interessenten wegen der mageren Ernte bezahlen.

Zu meinem Inventar gehört noch ein Spirituskocher und ein Petroleumhängelampe. Wenn unerwünschte Gäste kommen, dann ist der Spiritus und das Petroleum gerade ausgegangen. Und außerdem ist gleich nebenan der Kirchhof.

Ein Wochenendhaus ist bekanntlich dazu da, damit man die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag in ihm verlebt, respektive verschläft. Ich probierte das also auch. Zunächst mit einer weiblichen Kollegin, was ist geistlich darf, ohne zu erröten, weil ich doch selber eine weibliche Kollegin bin, und das war so angenehm gruselig, daß ich beschloß, das Experiment auch einmal allein zu wagen.

Ich versorgte mich mit Lektüre, denn die Abende sind schon lang. Es war „Mit Feuer und Schwert“ von Sienkiewicz, aber ich hätte lieber die „Palmen“ von Kochanowski nehmen sollen. Um acht Uhr waren meine letzten Gäste weggegangen, wegen des Kirchhofs, und ich war allein.

Das war sehr schön. Ich zündete meine Lampe, meinen Kocher und meine Zigarette mit einem Streichholz an, dann blieben mir noch zwei, falls ich etwa nachts einmal auf die Uhr sehen wollte, stellte mein Kofferbett auf, denn heute war ich mein Ehrengast, machte mir eine „Schrebergartenplatte“ zurecht — einen rohen Kohlrabi, eine dito Mohrrübe und ein Butterbrot mit gehackter Petersilie — und gedachte nun leiblich und geistig noch eine Stunde zu schleppen.

Mit der rechten Hand aß ich, mit der linken las ich. Draußen war's stockfinstern und totenstill. Nur eine Grille zirpte irgendwo. Es war „einfach“ idyllisch. Zu Hause ist nebenan eine Autogarage mit Nachtbetrieb oder so was, „einfach“ nicht auszuhalten.

Ich war eben im Begriff, den Kohlrabi, ein Bruchstück an Größe und Zartheit, anzubeißen, im Sienkiewicz waren einige Kofasien gespöht und lebendig gebraten worden, und ein neues Unheil war im Anzuge.

Da klatschte draußen jemand laut in die Hände, wie einer, der den Hauschlüssel vergessen hat.

Das war unangenehm, in dem Moment. Der Kohlrabi blieb mir beinahe im Halse stecken, und ich klappete zunächst das Buch zu, um zu überlegen, was wohl zu tun sei.

Offenbar wollte jemand in meinen Garten und hatte keinen Schlüssel zur Pforte. Aber ich hatte auch keinen.

Ich versuchte, diesem Fall gegenüber gleichgültig zu sein und weiterzulesen. Die Handlung des Buches zog mich allmählich wieder in ihren Bann. Die Lage spitzte sich zu, man wartete auf den ersten Schuß.

Da knallte es plötzlich laut auf meinem Dach. Ich fuhr in die Höhe und begriff, daß es ein Stein gewesen war. Die Sache fing an, deutlich persönlich zu werden.

Was sollte ich tun? Niemand konnte von mir verlangen, daß ich nach Einbruch der Dunkelheit jemanden in unsere Kolonie lieh, selbst wenn ich den Schlüssel hatte. Und dann wollte ich doch auch nicht verraten, daß ich allein in der Laube war.

Aber der Lichtschein gab ein gutes Ziel für Steinwürfe ab, also mußte ich meine Lampe auslöschten, um meine Fensterscheiben zu sichern.

Das war dumm. Nun konnte ich nicht mehr lesen. Schlafen aber konnte ich nach diesem Schrecken natürlich auch nicht. Ich dachte also über das Abenteuer nach und versuchte herauszubekommen, wer der nächtliche Ruhestörer gewesen sein konnte.

Aha. Natürlich hatte doch der Wächter, als wir ihn vertrieben, daß wir die Nacht draußen gewesen waren, gesagt: „Wie schade. Da hätte ich doch ein bißchen Madau machen können.“

Dieser Mann mußte einen Charakter besitzen, der jeder Rohheit fähig war. Aber ich werde mich natürlich morgen beim Schulgen über den schlechten Scherz gebührend beklagen.

So verging eine halbe Stunde, und ich war allmählich in das Stadium gekommen, wo man deutlich spürt, wie man einschlüft.

Da klatschte es draußen wieder in die Hände. Und ich fuhr wieder in die Höhe.

War das nicht ein Beweis geradezu raffinierter Grausamkeit, eine halbe Stunde dazwischen und dann wieder zu klatschen? Passieren konnte mir ja nichts. Die Tür war doppelt abgeschlossen, und der Schlüssel steckte im Schloß. Vor der Tür stand das Bett und konnte sich nicht rücken und nicht rühren, denn das Fußende stieß an den eisernen Tisch, dieser an die Truhenbank, und diese an die gegenüberliegende Wand.

Nur die Fenster waren peinlich. Man konnte durch eine Ritze zwischen den Bohnen hereinleuchten — oder gar herein-

schleichen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als meine Festung in den Verteidigungszustand zu versetzen. Ich versicherte mich, daß der Besen neben mir in der Ecke stand, und holte die Spiritusflasche aus dem Schränkchen. Sie konnte als Keule geschwungen werden. Und ich brauchte nicht einmal aufzustehen. Es ist doch schön, wenn man alles Notwendige in Reichweite hat.

Nun war ich vorläufig beruhigt und fing wieder an, einzuschlafen.

Die polnischen Kofasienkämpfe führten in meinem Gehirn einen wilden Reigen auf — da krachte es wieder auf meinem Dach. Diesmal war es eine zerbröckelnde Erbscholle. Die Munition war also schon ausgegangen.

„Wirf du, was du willst“, dachte ich und schwor dem Feind doppelte Rache für die abermalige grausame Störung.

Die Lust zum Schlafen war ziemlich vergangen, und ich hätte am liebsten eine Stunde gelesen, aber da ich vorhin das Licht so plötzlich auslöschten mußte, wußte ich nicht, wo meine zwei Streichhölzer lagen. Ich versuchte also, durch entsprechende Gedankengänge den flüchtigen Schlaf wieder einzufangen.

Da machte sich in der Veranda ein verdächtiges Geräusch bemerkbar. Jetzt war es am Fenster, jetzt wieder in der Veranda — jetzt am andern Fenster. —

Ich lag mäusestill und horchte angestrengt. Aber das Herz klopfte wie ein Hammer. Aus Empörung über diese abscheuliche Unverschämtheit des Wächters, der es nun gar wagte, meine Laube zu umschleichen. Ich tastete nach der Spiritusflasche und dem Besen.

Das Geräusch wiederholte sich in unregelmäßigen Abständen, und endlich kam ich dahinter, daß sich ein leiser Wind erhoben hatte, der die dicken, schweren Bohnenhüllen der Verantung gegen das Holz schlug.

Wie doch in der Nacht alle Geräusche fremd und unheimlich klingen.

Ich sagte den festen Vorsatz, nun wirklich endlich richtiggehend einzuschlafen. Und ich schlief richtiggehend ein. Aber nicht für lange. Denn es weckte mich ein neues merkwürdiges Geräusch auf dem Dach.

Am Ende versuchte gar der Feind mein Haus abzudecken, nachdem er sich überzeugt hatte, das Tür und Wände uneinnehmbar waren? Unglaublich. Der Mann mußte gehängt werden.

Mein Herz klopfte wieder vor gerechtem Zorn wie ein Hammer. Mit der Zeit aber erkannte ich, daß wohl kein Mensch so leichten Fußes auf einem Dach herumhüpfen konnte. Entweder es war ein Gespenst vom Kirchhof drüben oder ein nachwandeln-der Vogel. Da ich mit einem Gespenst aber bis heute noch keine persönliche Bekanntschaft gemacht habe, bin ich geneigt, das letztere für wahrscheinlicher zu halten.

Das war weiter keine Ursache zur Beunruhigung, und ich konnte das Wesen da oben hüpfen lassen, ohne mich mit der Spiritusflasche zu wappnen. Als es sich satt gehüpft hatte, hörte es auch auf, und Morpheus wollte mich eben mit gnädigen Armen umfassen, da fuhr ich wieder in die Höhe. Eine Kanonade. Der Feind stürmt.

Nein, es regnete. Aber das Klatschen auf dem Dach, das am Tage keinerlei Gefühle erweckte, war jetzt in der Stille der Nacht stark unsympathisch. Jedoch wirkte es durch seine Einöngigkeit mit der Zeit einschläfernd.

Aber jetzt war ganz bestimmt jemand in der Laube. Dort in der Ecke hatte es eben geräschelt. Ich tat so, als ob ich gar nicht da wäre und atmete kaum.

Es raschelte wieder. Das Rascheln kam mir näher. Es blieb dicht neben meinem rechten Ohr stehen und entwickelte sich zu einem emsigen Knabbern.

Der Einbrecher war eine Maus.

Daß es Mäuse in meinem Sommerpalast gab, wußte ich längst. Sie hinterließen positive und negative Spuren allerorts, und es gab Leute, die lieber im Freien blieben, wenn sie mich besuchten.

Obgleich diese Mäuse durchaus keine gewöhnlichen Mäuse waren. Die Hausmaus ist durch den Umgang mit Menschen feige und dumm geworden. Wenn ein Zimmer augenblicklich deutlich von einem Menschen besetzt ist, geht die Maus eben so lange wo anders hin, und manchmal sogar in die blödsinnigsten Stellen.

Meine Mäuse sind edle Tiere, unberührt von menschlicher Verderbtheit. Wenn ich eine zufällig in der Laube überrasche, sieht sie mich fragend an, so, als wenn sie fragen wollte: „Sie wünschen? Sehen Sie nicht, daß ich schon hier bin?“ Und sie entschließt sich zum widerwilligen Rückzug erst dann, wenn ich eine Bewegung mache, die sie für angesprochen unhöflich hält. In die Falle geht sie grundsätzlich nicht. Meine Edelmaus verachtet das erlesenste Kaiserauszugmehl. Sie zieht es vor, zu meiner nächtlichen Belustigung im Papier herumzuräscheln und sich die dort zum Trocknen hingeleigten Erbsen bis an mein Kopfende zu schleppen.

Ich räuspere mich. Sie hält einen Augenblick erstaunt inne, um dann doppelt eifrig weiterzuknabbern. Ich stoße mit dem Fuß gegen die Tischplatte. Die Maus hält nicht einmal mehr inne.

Sie scheint zu denken, daß diese Geräusche zufällig sind und sie persönlich nichts angehen. Da es aber unmöglich ist, bei dieser

absolut unorthodoxen Begleitung zu lassen, muß ich ihr klar machen, daß sie gemeint ist. Wenn ich die Lampe anzünde, wird sie ja einsehen, daß sie es mit einem gefährlichen Feind zu tun hat, und wird das Weite suchen.

Ich erhebe mich und taste nach meinen zwei Streichhölzern. Ich finde sie so wenig wie das erste Mal. Aber dafür tappe ich im Finstern in den Teetopf und werfe das Milchfädchen um. Der Inhalt ergießt sich auf das Fußende des Kofferbetts. Na, vielleicht leckt es die Maus nachher auf. Frech genug ist sie dazu. Sie sitzt und knabbert in größter Gemütsruhe ihre oder, besser gesagt, meine Erbsen.

Jetzt ist sie am Papier. Ich greife vorsichtig und packe den Bogen. Aber die Maus hat bereits eine neue Erbsen erwischt und knabbert in der andern Ecke.

O hätte ich eine Katze. Ein Königreich für eine Katze.

Die Maus ärgert mich noch mehr als der Wächter. Sie verhöhnt mich ganz offenkundig hier in meinem ganz ureigensten Bereich, wo sie überhaupt gar nichts zu sagen hat. Wer bezahlt denn die Nacht für den Schrebergarten? Und für den Wächter, der einem nicht einmal in der Nacht eine freche Maus vom Leib halten kann? Ueberhaupt —

Aber die Angelegenheit mit dem Wächter war so gut wie erledigt. Jetzt war die Maus dran. Ich schwor ihr vergifteten Weizen. Gleich morgen. Heute konnte ich nichts machen als mich wieder hinlegen.

Plötzlich fühlte ich mich von oben bei den Haaren ergriffen. Kaltes Entsetzen packte mich. Wer war das? Der Wächter? Die Maus?

Ich versuchte mich leise zurückzuziehen, da machte es oben „Mitsch“, und eine flebrige Schlange legte sich um meinen Hals. Es war der gutbesezte Fliegenfänger, der vorher an der Lampe gehangen hatte, wo er auch lieber hätte bleiben sollen. Wer noch nie in finsterner Mitternacht einen Fliegenfänger in den Haaren gehabt hat, wird meine Lage nicht verstehen.

Ich versuchte mich loszumachen, aber der Fliegenfänger flehte alle Augenblicke wo anders fest und wollte sich um keinen Preis von mir trennen. Schließlich überlistete ich ihn. Als ich ihn bis unter die Sohlen bekommen hatte, zog ich die Hauschuhe aus und flüchtete meine unbewaffneten Füße aufs Kofferbett.

Die Maus knabberte weiter. Dann fing zur Abwechslung wieder der Regen an, auf mein Dach zu trommeln. Dann bestellte alle Stunden draußen der Hund des Wächters, ausgerechnet vor meiner Gartentür. Aber das ließ mich kalt. Die Sache war erledigt. Natürlich wurde dem Hunde morgen ganz extra gekündigt. Was war das überhaupt für ein lächerlicher Hund. Ein kleiner, brauner Neapolitaner mit einem Tenor wie ein junger Hahn, der erst krähen lernen will. Ist das ein Wächterhund?

Dazwischen träumte ich von der Belagerung von Bazarat, tatkräftig unterstützt von den ans Fenster donnern den Bohnen.

Dann wurde es Morgen. Ich stand auf, fand die Streichhölzer, brachte den Spirituskocher zu einer Tasse Mokka in Gang und bezog meine Beete. Dierauf zählte ich das Geld zum vergifteten Weizen ab und setzte die Anklage gegen den Wächter auf.

2. Kapitel.

Die Anklage ist unnötig. Der Wächter ist ein edler, pflichttreuer Beamter und sein Hund ein liebes, wachsameres Tierchen. Nur die Maus hat nach wie vor den vergifteten Weizen vernichtet.

Und eigentlich noch jemand.

Jemand hat meinen Mut auf die Probe stellen wollen und zu diesem Zweck einen nächtlichen Ueberfall inszeniert. Und man wagt, meinen Mut zu bezweifeln, weil ich die Lampe auslöschte. Obgleich ich mich zum Beispiel kein bißchen vor der Maus gefürchtet habe.

Aber man findet, das könnte jeder behaupten. W. Sch.

Aus aller Welt.

Gesundheitsgemäßes Pilzesammeln. Da auch an sich eßbare Pilze bei unsachgemäßer Behandlung giftig werden können, dürften einige Winke für gesundheitsgemäßes Sammeln am Platze sein. Zunächst richte man nachgiebige Sammelbehälter, zum Beispiel Ruchsäcke, andere Säcke, Netze durch Einlegen eines festen Bodens so her, daß ein Verdriegen der Pilze vermieden wird. Am besten sind Sandfische oder besondere Pilzkoffer. Man nehme nur Pilze, die man als ungiftig kennt. Der Volksglaube zum Beispiel, daß Pilze, die von Schnecken angefressen sind, ungiftig sind, ist irrig. Alle alten, überständigen Pilze, ebenso alle stark wässerigen lasse man stehen. Die großen Pilze muß man nicht ausweichen, sondern tief am Stiele ausschneiden; kleinere Sorten, zum Beispiel Täublinge, Pfifferlinge, Edelpilze, kann man abpflücken. Vor dem Einlegen in den Sammelbehälter müssen die Pilze von Erde und Schmutz befreit sein. Zu Hause angekommen, lege man die Pilze sofort breit auseinander und bewahre sie, wenn das Putzen nicht alsbald möglich ist, kühl auf. Das Putzen und Zubereiten muß aber auf alle Fälle innerhalb 24 Stunden stattfinden, andernfalls sind die betreffenden Pilze lieber zu verworfen. Bei Beobachtung dieser Regeln können auch in Deutschland die Pilze, welche unsere Wälder in so verschwenderischer Fülle und kostenlos bieten, zu einem wirklichen Volksernährungsmittel werden.

Ein neues Drama von Wilhelm Schmidtbonn. Wilhelm Schmidtbonn hat ein neues Stück „Vader Dietrich“ vollendet, eine Bearbeitung der Dietrich-von-Bern-Sage. Das Drama wird zu Beginn der kommenden Saison zur Aufführung kommen, wahrscheinlich in Berlin.

Die Ungarische Akademie der Wissenschaften, die reichste Akademie der Welt. Die Testamentsöffnung des in Wien verstorbenen Grafen Vighazo ergab, daß der Graf den größten Teil seines Vermögens der Ungarischen Akademie der Wissenschaften hinterlassen hat. Das riesige Vermögen besteht aus Grundbesitz, Palästen und Kunstschätzen von unermeslichem Wert. Damit ist die Ungarische Akademie der Wissenschaften die reichste Akademie der Welt geworden. Mit der Vollstreckung des Testaments hat Graf Vighazo den Erzbischof von Kalocsa betraut, der für seine Mühewaltung zehn Prozent des jährlichen Ertragnisses erhält.

Die Konfessionen in den Vereinigten Staaten. Nach dem amtlichen Statistik in den Vereinigten Staaten von Amerika haben die Katholiken in den letzten Jahren von allen Konfessionen am stärksten zugenommen. Ihre Zahl stieg im Zeitraum von zehn Jahren von 17 721 000 auf 18 604 000. Die Angehörigen der bischöflichen Methodistenkirche vermehrten sich von 3 177 000 auf 4 080 000. Die nördlichen Baptistenkirchen zählten 1 290 000 Mitglieder gegen 1 192 000 vor zehn Jahren; zur Baptistenkirche der Meger gehören jetzt 3 196 823 Mitglieder, dagegen gehörten zu ihr vor zehn Jahren nur 1 226 000 Mitglieder. In der Episkopal-Kirche wurden gezählt vor zehn Jahren 1 092 000 und jetzt 1 858 000 Angehörige; die Zahl der Angehörigen der Presbyterianerkirche stieg von 1 611 000 auf 1 894 000; die Angehörigen der Kongregationalisten stieg von 791 000 auf 902 000. Schließlich hatte eine Sekte, die sich „Disciples of Christ“ nennt, 1 226 000 Mitglieder vor zehn Jahren, und sie zählt jetzt 1 277 000 Angehörige.

Die Ford-Stadt. Von den zwölf größten amerikanischen Städten New York, Chicago, Philadelphia, Detroit, Cleveland, St. Louis, Baltimore, Boston, Pittsburg, San Francisco, Washington, Milwaukee hat Detroit, die Automobilstadt, sich wohl am schnellsten entwickelt. Im Jahre 1910 zählte die Stadt 465 776 Einwohner, im Jahre 1920 war die Einwohnerzahl auf 993 739 und 1927 auf 1 344 500 gestiegen. Als in Detroit der millionste Einwohner geboren wurde, gab das Meldebureau eine Uebersicht von der internationalen Bevölkerung der Ford-Stadt. Sie zählte 200 000 Polen, 130 000 Deutsche, 120 000 Kanadier, 45 000 Italiener, 35 000 Ungarn, 25 000 Schotten, 22 000 Russen und 16 000 Irländer. Dann gab es noch eine kleine Anzahl Holländer, Dänen, Griechen, Schweizer, Türken, Chinesen usw.

Das Trinkgeld bei den Völkern der Erde. Dem Wortsinne nach bezieht sich das Trinkgeld gewöhnlich auf Dinge, die von einem Volke besonders geschätzt werden. So gab man im früheren Russland ein „Schnapsgeld“ und später dann ein „Teegeld“, das „Na Tschai“ — wörtlich: „für Tee“ —, und in Marokko ein „Fleischgeld“, weil der Marokkaner gern Fleisch isst. Der Türke, als leidenschaftlicher Kaffeetrinker, stekt schmunzelnd sein „Kaffeegeld“ ein, wogegen die Spanier und Portugiesen, denen die Zigarette über alles geht, gern einmal ein „Tabakgeld“ nehmen. Deutsche, Skandinavier und Franzosen sind dagegen beim „Trinkgeld“, im richtigen Sinne des Wortes, geblieben, während sich der Italiener ein „Handgeld“ geben läßt.

Fröhliche Ecke.

Guter Rat. Berta (zu einer Freundin): „Ich rate dir, heirate nie einen Arzt.“ — Else: „Weshalb denn nicht? Du hast doch selbst einen geheiratet.“ — „Ja, aber höre, was einem da passiert. Gestern simuliert er eine Ohnmacht, weil mein Mann mir kein neues Kleid kaufen wollte, und da...“ — „Da hat er sich doch nicht mehr geweigert?“ — „Was meinst du, was er tat? Er hat mir ganz kaltblütig eine Kampferinspritzung gemacht.“

Nich' studiert. „Um welche Zeit erfolgte der Einbruch?“ fragte der Richter einen wichtigen Zeugen.

„Ich denke...“ beginnt der Zeuge unsicher.

„Ihre Gedanken sind uns gleichgültig,“ schneidet der Richter ungeduldig ab, „wir wünschen zu hören, was Sie wissen.“

„Es tut mir leid, Herr Richter,“ sagt schüchtern der Zeuge, „ich kann nicht sprechen, ohne zu denken; ich habe nicht studiert.“

Ihre Liebe. Margot hat zwei Hündchen. Zwei Mannheimer Zwergspitze. Mit wunderbar braunem Fell. Margot liebt ihre Hündchen abgöttisch. Gines Tages stirbt das eine Tier. Margot ist trostlos. — „Könnte man das Fell nicht abziehen?“ fragt sie den Kürschner. „Ich habe den Kleinen sehr lieb gehabt und möchte als Andenken sein Fell als Pelzchen tragen.“

„Das ist zu klein,“ bedauert der Kürschner, „aus dem einen Fell wird nichts.“

„D, das ist nicht schlimm,“ meint da Margot, auf den noch lebenden Spitz zeigend, „nehmen Sie den dazu!“

Enttäuschung. Der kleine Moriz kommt aus der Schule: „Vater, heute hat der Lehrer in der Schule zu mir gesagt: „Deine Eltern sollen stolz sein, einen Sohn wie dich zu haben!“ — Was? Das hat dir der Lehrer wirklich gesagt?“ — „Ja, wortwörtlich so; und nachher hat er gesagt: „Das überzeuge mich Französisch!“